

Der Historiker und die Geschichte ¹

VON GERHARD FRICK

Zum 60. Geburtstag des Redaktors dieser Zeitschrift, Leonhard von Muralt, haben seine Freunde, Schüler und Kollegen eine Festgabe vorgelegt, die auch für die Gebenden selbst und für die weitere Öffentlichkeit ein Geschenk bedeutet. Dreißig ausgewählte Aufsätze und Vorträge des Gefeierten sind zu einem stattlichen Buche zusammengefaßt worden, das in der Tat, wie es die Herausgeber Fritz Büßer, Hanno Helbling, Peter Stadler wünschten, als «kleiner Spiegel» des bisherigen Wirkens ihres Lehrers angesprochen werden darf.

Freilich ist es – nicht nur für den Zwingli-Verein – bedauerlich, daß dieser Spiegel gerade für Muralts Auseinandersetzung mit dem Zürcher Reformator ziemlich blind ist, nur der Vortrag «Von Zwingli zu Pestalozzi» (1951) ist wiedergegeben, während alle andern Arbeiten über Zwingli, leider auch die Einleitung zu Zwinglis Schrift «Von göttlicher und menschlicher Gerechtigkeit» (1934) vergeblich gesucht werden. Wir können die Unterlassung der Herausgeber aber nur als hoffnungsvolle Erwartung verstehen, daß der Zwingliforscher bald mit einem umfassenden Werk über den Zürcher Reformator an die Öffentlichkeit treten möge. – Zum Trost all denen, die dieses oder jenes in dem Sammelbande vermissen, enthält er eine wohlgeordnete Bibliographie, von Margareta von Muralt-Baumgartner mit soviel Umsicht und Gründlichkeit bearbeitet, wie es in der Regel wohl nur eine teilnehmende Gattin zu tun vermag.

Die Gefahr eines Sammelbandes besteht darin, daß er Stückwerk aufeinanderhäuft, ohne darüber einen zusammenfassenden Bogen zu spannen. Ausgesprochene Gelegenheitsarbeiten, die sich nirgends richtig einordnen ließen, mögen jeweils an solchem Orte ihr Plätzlein finden. Das Ergebnis kann dann ein Sammelsurium von beiläufigen Aperçus und Zufallsprodukten sein, so daß sich dem Leser die Frage aufdrängt: Wozu das alles? Niemand wird diese Frage bei der Lektüre unsrer Festschrift stellen. Nirgends hat man den Eindruck, Zufallsprodukte vor sich zu haben, merkwürdigerweise auch dort nicht, wo es sich tatsächlich um Gelegenheitsarbeiten handelt, – und auch trotz der angedeuteten Lückenhaftigkeit der Auswahl spannt sich doch über sämtliche Artikel ein Bogen, auf den jeder, ja sozusagen jedes Wort bezogen ist.

¹ Leonhard von Muralt: Der Historiker und die Geschichte. Ausgewählte Aufsätze und Vorträge. Verlag Berichthaus, Zürich 1960.

Woran liegt es, daß in diesem Buche nichts als etwas Beiläufiges erscheint, daß wir vielmehr überall spüren, es geht hier um ein Anliegen, es geht uns an, mag es sich nun um Metternich und um den Wienerkongreß oder um die europäischen Mächte im 18. Jahrhundert, um den Untergang der Schweizergarde in Paris oder um St. Jakob an der Birs, um Berns westliche Politik zur Zeit der Reformation, um den Ausbruch des Krieges von 1870/71 oder um den Nachruf auf Walther Köhler handeln? Gerade dieser Nachruf, wie auch die Gedenkrede für Karl Meyer – beides offensichtlich auf äußere Veranlassung entstandene Artikel – ordnen sich durchaus nicht zufällig, sondern als wesentliche Steine in das Mosaik der Festschrift ein, und gerade ihnen gegenüber ist daher die Frage nach dem Gestaltungsprinzip, dem der Sammelband seine durchgehende Sinnhaftigkeit verdankt, am dringlichsten zu stellen.

Und auch gerade diesen beiden Gedenk-Worten gegenüber fällt es am leichtesten, die Antwort zu finden. Wann immer Muralt zur Feder greift, geschieht es aus einer persönlichen Begegnung heraus. Dem Theologen Walther Köhler, dem Historiker Karl Meyer ist Leonhard von Muralt persönlich begegnet. Die Begegnung war hier schon äußerlich biographisch gegeben. Die Worte für die beiden Verstorbenen muten uns also nicht trotz, sondern gerade wegen der äußeren Veranlassung so wesentlich und zentral auch für Muralt selber an.

Wenn wir vorhin nach dem Gestaltungsprinzip fragten, das in allen Arbeiten den Atem der Wesentlichkeit wehen lasse, so müssen wir den gewählten Begriff bereits wieder aufgeben, denn es ist nicht ein Gestaltungsprinzip, nicht ein geschicktes methodisches Vorgehen, was uns ergreift; es ist vielmehr immer und überall die persönliche Stellungnahme, die zur Begegnung offen bleibt; es ist die Bereitschaft sich ansprechen zu lassen und Antwort zu geben. So lesen wir im Aufsatz «Über den Sinn unserer Bundesfeiern» (1952): «Sinn für Geschichte haben heißt: Sich von der Geschichte ansprechen lassen». Wir fühlen uns bei der Lektüre dieser Arbeiten engagiert, weil ihr Verfasser selber engagiert ist. Sein Gestaltungsprinzip ist nicht mehr als der notwendige Ausfluß der persönlichen Stellungnahme, die Muralt in all seinem historischen Schaffen vollzieht. Denn ob es sich nun um Bismarck, Calvin, Pestalozzi oder auch Machiavelli handle, es ist nicht anders als mit Köhler und Meyer: Muralt ist diesen Gestalten begegnet und weiß sich verpflichtet, was er ihnen verdankt, weiterzugeben in dem Sinne, wie es im Nachruf auf Karl Meyer heißt, daß wir für alles, was wir empfangen haben, «fortwirkenden Dank» schuldig bleiben.

Muß eine solche persönliche Geschichtschreibung nicht unerträglich subjektiv sein? Gleich der erste Aufsatz des Buches, die Emil Brunner

gewidmete Abhandlung «Über das geschichtliche Verstehen» (1959) geht auf diese Frage ein. Sie legt einleuchtend dar, daß die Forderung nach Objektivität im herkömmlichen engeren Sinne als Forderung nach reiner Gegenständlichkeit wohl für eine statistische Geschichtsschreibung, die sich um meßbar Quantitatives bemüht, durchaus am Platze ist, nicht aber dort, wo es geschichtlich zu verstehen gilt. Immer wenn uns in der Geschichte Werte gegenüber treten, die höchste Gültigkeit beanspruchen, können wir nicht in kühler, sogenannt objektiver Distanz verharren und dabei meinen, daß wir somit noch keinen sogenannten subjektiven Standpunkt bezogen hätten. Wie solche Stellungnahme schlechthin unausweichlich ist, zeigt Muralt besonders eindrücklich im Aufsatz «Die Verfassung der Kantonalkirchen der deutschen Schweiz» (1934): Der Staat, der weltanschaulich oder religiös neutral sein wollte, hat z. B. durch das Verbot des Schulgebetes doch eine weltanschauliche Stellung bezogen, freilich nicht für eine der Konfessionen, wohl aber gegen beide.

Der Aufsatz über das geschichtliche Verstehen zeigt aber auch, daß die mutige Stellungnahme für oder wider Gültigkeit beanspruchende Werte, doch nicht bloß subjektiv bleiben muß. Gerade der Glaube an gültige Werte kann wahrhaft im Objektiven verankert sein, – es wäre denn, daß es solche Werte objektiv nicht gäbe. Daß es sie gibt, weiß nur, wer ihnen begegnet. Und somit eröffnet sich dem Amt des Historikers, wie Muralt es auffaßt, eine erhebende Verpflichtung: er kann und soll die Werte, die er in der geschichtlichen Begegnung als wahrhaft gültig erlebt hat, nun auch in der Gegenwart und für die Zukunft wirksam werden lassen. «Vermag der Historiker die in der Geschichte waltende Freiheit und Verantwortung in der Begegnung mit ihr zur Wahrheit werden zu lassen, die auch seine Zuhörer und Leser erfährt, dann verstärkt er das Freiheitsethos und das Verantwortungsbewußtsein seiner Zeit und seiner Zukunft.»

Der Mut zur Bedingtheit des eigenen Standpunktes, der sich aber wohl auf objektiv Gültiges bezogen weiß, kennzeichnet auch Muralts Haltung zur Schweizergeschichte. Die Arbeiten dieser Thematik bilden neben den Aufsätzen zur allgemeinen Geschichte eine besondere Gruppe in der Festschrift. Es ist bezeichnend für unsern Historiker und im gegebenen Zusammenhang nicht mißverständlich, daß er erwägen kann, ob nicht die patriotische Geschichte die wissenschaftlich beste sei. In dem glanzvollen Aufsatz «Sinn und Recht vaterländischer Geschichte?» (1952) erklärt er, daß der Mythos der Freiheit mit Recht zu allen Zeiten die Darstellungen der Schweizergeschichte mitgeprägt habe. Denn wenn menschliche Freiheit etwas vom Gültigen repräsentiere, wenn es in ihr aufleuchten solle, dann können wir nicht anders als mythologisch (d. h. ohne dass

wir das Gültige ganz fassen können) von ihr sprechen. «Ohne Mythos wäre unsere vaterländische Geschichte, wäre jede Geschichte sinnlos... schon im begrifflichen Sinne. Sie könnte nicht begriffen werden ohne Bezug auf Gültiges.» Gewiss ist für Muralt ein Mythos nicht von ewiger Gültigkeit, auch das nicht, was er als «wahrer Mythos» bezeichnet, auch nicht der Mythos der Freiheit. Aber dieser Mythos der Freiheit steht «in einer relativen Bezugsnähe zu dem in Jesus Christus offenbarten Gültigen». Nun verstehen wir den Ausdruck «wahrer Mythos». Mit dem ange-deuteten Gedankengang berührt sich der Aufsatz «Alte und neue Freiheit in der Helvetischen Revolution» (1941). Darin wird dargelegt, daß das Wagnis der Freiheit ohne Gott Hybris ist und zur Anarchie führen muss, daß der «Glaube an die Freiheit nur gewagt werden kann, wenn wir unser Denken und Tun unter die Eingangsworte der Bundesverfassung: Im Namen Gottes des Allmächtigen! stellen».

Vielleicht ist Muralts christliche Verankerung, für die er immer wieder Zwingli und Brunner dankt, für den Historiker nirgends klärender und fruchtbarer als in der Beurteilung des Staates und des Staatsmanns. Die Auffassung vom zwar sündigen, aber doch für die Gestaltung von Recht und Kultur notwendigen Staate setzt Schranken, sowohl gegen die Ver-götterung als auch gegen die ungehörige Geringschätzung des Staates. Freilich könne dieser nicht Liebe schaffen, wohl aber Liebe gewähren lassen. Die Entschiedenheit, mit welcher sich Muralt zu der «prästhaften» weltlichen Ordnung bekennt – eine Sünde, die es auf sich zu nehmen gilt –, und damit seine Liebe zu unserer Schweiz haben etwas Ergreifendes.

Zur klärenden Begegnung und damit zur Stellungnahme für oder wider eine Erscheinung ist nur fähig, wer sich der Bedingtheit des eigenen Standpunkts bewußt ist. «Jede Geschichte ist Selbstbesinnung.» Das zeigt die methodologische Studie «Friedrich der Große als Historiker» (1945) auf überzeugende Weise. «Geschichtschreibung kann nicht wie ein chemischer Prozeß auf dem Tisch eines Laboratoriums von der Person des Historikers und seinem Standort getrennt werden.» – Gerade das Zugeständnis persönlicher Bedingtheit ermöglicht es, dem Andersartigen oder gar Abgelehnten mehr Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, als es eine vermeintlich objektive Sachlichkeit vermöchte. Im Artikel «Johannes Calvin» (1936) lesen wir: «Wenn wir Calvin gegenüber wirklich eine andere Auffassung vertreten wollen, dann dürfen wir es nur aus demselben entschlossenen Willen heraus, ebenso wie er nach dem Willen Gottes zu fragen und zu handeln.» Mit diesen Worten ist Calvin gegenüber die Freiheit zur Bejahung oder Ablehnung gewahrt, gewahrt ist aber auch der Bezug auf die letztlich gültige Instanz, auf Gott, und gerade damit wird die Aussage Calvin gerecht, da sie auch ihm diesen Bezug zugesteht.

Es gehört zum Beglückenden an der Begegnung mit diesem standortbewußten Historiker, immer wieder zu sehen, wie offen er trotz aller eindeutigen Stellungnahme auch für die Zeugnisse andern Geistes bleibt. Wenn er etwa voller Begeisterung Kunstwerke der Renaissance in Italien schildert und dabei ausruft: «Niemand, der diese Stätten besucht, kann sich ihrem Zauber, ihrer Lebendigkeit, ihrer Schönheit und Grösse entziehen», so kommt man kaum umhin, diese offene Bejahung mit der anscheinenden Indifferenz eines Martin Luther zu vergleichen, der sich auf seiner Romreise dem Zauber der Renaissance offenbar doch zu entziehen vermochte. – Am deutlichsten wird es im Nachruf auf Walther Köhler, wie gut sich die Besinnung auf den eigenen mit der Anerkennung eines andern Standortes verträgt. Ja, es scheint, dass erst die Selbstbesinnung eine geradezu bewundernde Anerkennung des andern ermöglicht. Denn, in der Tat, nur wer sich seiner eigenen Stellung gewiß ist, kann bewundern, ohne fürchten zu müssen, daß er sich selbst verliere. Die Kraft zu bewundern ist hiezulande so selten; Muralt hat sie in beglückendem Ausmaß.

Wir können es nicht mehr bezweifeln: die entschiedene Stellungnahme, das Verantwortungsgefühl, für erkannte und geglaubte Wahrheit wirken zu müssen, vermögen das historische Schaffen eminent zu befruchten. Wir bewundern die scharfsichtige Penetranz, mit der Muralt nachweist, daß der protestantische Glaube für Ranke letztlich gültige Wahrheit war, und wir staunen über die Fruchtbarkeit der These, dass Pestalozzis tiefes staatsphilosophisches Denken von Zwingli her verstanden werden muß. Wahrhaftig, es hat einen Sinn, verantwortungsbewußt Geschichte zu treiben: Was Pestalozzi Zwingli verdankt, wirkt über Muralt auf uns Leser fort. – Dem Schreiber dieser Betrachtung geht es aber zu weit, wenn Muralt in einzelnen, freilich sorgfältig ausgesuchten Machiavelli-Stellen auch wieder eine Andeutung seines eigenen Glaubens zu finden sucht. Diese Neigung ist mit dem Aufsatz «Machiavelli und die Geschichte von Florenz» (1950) vertreten. Zwar können wir uns der These anschließen, daß Machiavelli die gewalttätige Alleinherrschaft eines Fürsten als ein damals in Italien notwendiges Übel befürwortete. Diese These erklärt aber noch nicht die *Bewunderung*, die Machiavelli für die Gewalttaten eines Cesare Borgia empfand.

Wir alle haben den Wunsch, unsern eigenen Glauben im andern Menschen wieder zu finden. Aus dem, was einer sagt, hören wir vor allem das, was uns selber aus dem Herzen gesprochen ist. Und so mag uns die Bereitschaft zur Begegnung auch einmal irreleiten. Bedenklich wäre der Irrtum aber erst dann, wenn er verabsolutiert und als unwiderrufflich festgehalten würde. Doch dazu neigt Muralt nicht im geringsten. Seine Be-

reitschaft, die Begegnung ständig neu zu vollziehen und früher Erkanntes wieder in Frage zu stellen, ist unverkennbar. Auch dafür finden sich Belege in unserem Sammelband. So ist Rankes Glaube an «die» Wahrheit der evangelischen Botschaft schon im Aufsatz «Zum Problem ‚Freiheit und Notwendigkeit‘ bei Ranke» (1949) aufgedeckt, trotzdem wird in der späteren Arbeit «War Ranke protestantischer Historiker?» (1956) diese Frage erneut und unter neuen Gesichtspunkten gestellt.

Gerade das ist das Große einer Geschichtsschreibung, die sich zum vornehieren zu ihrem Standort bekennt, sie kann, wo sie irrt, ihren Irrtum mindestens nicht verabsolutieren, ja, auch ihre tiefsten und wahrsten Einsichten kann sie nie unbescheiden vom Bewusstsein der eigenen Bedingtheit lösen. Und so trifft auch für diese Geschichtsauffassung zu, was Muralt vom evangelischen Glauben sagt: «Nie wird es diesem Glauben gelingen, den Nimbus objektiver Gültigkeit für sich geltend zu machen, wie es die römisch-katholische und die morgenländisch-orthodoxe Kirche immer wieder vermochten, oder wie es der Glaube an die Vernunft oder an die Menschlichkeit schlechthin immer wieder versucht. Der protestantische Glaube bleibt in seiner an die persönliche Entscheidung gebundenen Unmittelbarkeit ein Wagnis. Lebt aber nicht gerade deshalb in ihm die Wahrheit?»

Wahrheit, die nie verfügbar wird, nicht aus den Zusammenhängen herausgelöst werden kann, immer nur in der Begegnung mit einer bestimmten geschichtlichen Erscheinung aufleuchtet, solche Wahrheit lebt in den Arbeiten Muralts. Es ist nicht ganz zwingend, daß einige von ihnen als geschichtstheoretische besonders gruppiert worden sind. Die Grundfrage nach der Möglichkeit geschichtlichen Verstehens wird im ganzen Buche immer wieder mehr oder weniger ausdrücklich aufgeworfen. Aber nirgends sind die theoretischen Fragen anders als einem konkreten Zusammenhang gegenüber gestellt, und daher lassen sich auch die Antworten nicht herauslösen. Wohl deshalb ist es auch so schwierig über Muralt knapp zu referieren, ohne ihm simplifizierend Unrecht zu tun.

Der Aufsatz «Grenzen der Macht» (1954) geht durchwegs auf konkrete geschichtliche Situationen ein. Eine bequeme Verallgemeinerung wie etwa die, daß Macht an sich böse sei, kann hier nicht ausreichen. Die unausweichliche Notwendigkeit der Macht, wo immer eine rechtliche Ordnung entstehen soll, ist eben in den konkreten Zusammenhängen nicht zu übersehen. Freilich ließe sich verallgemeinernd sagen, daß für Muralt die Macht in dem Momente böse wird, da sie ihre Grenzen überschreitet und zur Hybris wird. Aber wann dies der Fall ist, wird nur an bestimmten geschichtlichen Fällen gezeigt. Rezepte für Politiker ließen sich daraus nicht ableiten. Aber trotz der Unmöglichkeit, allgemein die Grenzen der

Macht zu bestimmen, wird sich ein Staatsmann, wie Muralt am Beispiel Bismarcks zeigt, dieser Grenzen sehr wohl bewußt sein, sobald er eine höhere Ordnung über sich anerkennt. – Es mag bemerkt werden, wie sich Muralts Bismarck-Bild, namentlich in «Die Voraussetzungen des geschichtlichen Verständnisses Bismarcks» (1958), mit der Auffassung trifft, die Karl Jaspers im Anschluß an Max Weber vom Staatsmann als «Verantwortungsethiker» vertritt. Es scheint uns, daß Muralt mit dem Wesentlichen seiner Geschichtsauffassung immer weniger allein steht.

Dem Betrachter der Festgabe mag eine persönliche Bemerkung ver gönnt sein: Als er vor Jahren bei dem verehrten Lehrer studierte, mutete ihn dessen Betrachtungsweise manchmal doch auch eigensinnig und anti quiert an; heute, beim Lesen der Festschrift, erscheint sie ihm als höchst modern und richtungweisend. Dieses Erlebnis ist der Grund, daß wir uns in der vorliegenden Besprechung vielleicht allzu sehr auf theoretische Grundlagen geworfen und es unterlassen haben, auf das Stoffliche des Sammelbandes und auf die Kunst und die Glut der Darstellung, deren der ergriffene Muralt fähig ist, einzugehen.

Mitgliederwerbung

Im Dezember 1960 führen wir eine große Mitgliederwerbung durch. Wir senden an alle im Amte stehenden Pfarrer in deutschsprechenden Gemeinden der Evan gelischen Landeskirchen der Schweiz ein ausführliches Schreiben, das ihnen über Aufgaben und Tätigkeit des Zwingli-Vereins berichtet und sie zum Beitritt auf fordert. Jedes Schreiben ist persönlich adressiert und von Herrn Professor Fritz Blanke und dem Präsidenten unterzeichnet.

Wir bitten hier unsere treuen Mitglieder, diese Werbung nach Kräften zu unter stützen, besonders ersuchen wir die Herren Pfarrer, ihre Kollegen und Freunde bei Zusammenkünften, in Kapiteln, Synoden usw. angelegentlichst zu bitten, die Sache und Aufgabe des Zwingli-Vereins zu erwägen und zu prüfen und, wenn immer möglich, uns die kleine Hilfe eines persönlichen Jahresbeitrages oder viel leicht den Beitritt ihrer Kirchenpflege zukommen zu lassen. Wir machen im besondern darauf aufmerksam, daß es sinnvoll wäre, schon für das Jahr 1959 einzutreten, da in diesem Jahre ein neuer Band der Zwingliana begonnen hat.

Falls infolge Versehens in unserm großen Adressenmaterial – es sind über tausend Briefe – ein Pfarrer, der schon Mitglied ist, einen solchen Werbebrief erhalten würde, bitten wir um gütige Entschuldigung, und ersuchen ihn, vielleicht den Brief an seine Kirchenpflege oder einen andern Interessenten weiter zu leiten.

Mit herzlichem Dank!

Der Präsident: *Leonhard von Muralt*